Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Abend-Ausgabe.

Inserate übernehmen ausserhalb Berlins: Bonn: M. Cohen. — Bremen: E. Schlotte, Wilh. Scheller. — Stettin: S. Salomon. — Frankfurt a. M.: G. L. Daube & Co. — Hamburg: Haasenstein & Vogler, Joh. Nordhaar, Adolf Steiner, William Wilkens. — Görlitz: G. Schoenwald. — Mainz: D. Frank. — Mission: C. Marcowski. —

Wien: M. Dukes, I., Wollzeile No. 6—8; A. Oppelik, I., Stubenbastei 2. — Frankreich, England und Belgien: Alleinige Annahme bei der Compagnie générale de Publicité Étrangère, John F. Jones & Cie. in Paris, 31me rue du Faubourg Montmartre. — Schweiz: Orell Füssli & Co., Zürich.

Nr. 104. [31. Jahrgang.] **Berlin, Mittwoch den 2. März 1892, Abends.** [31. Jahrgang.] **Nr. 104.**

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erscheint täglich Morgens und Abends, mit Ausnahme von Sonntag Abend und Montag Morgen, bei besonderen Ereignissen in Extra-Ausgaben. Der Abonnementspreis beträgt für das Deutsche Reich und die österreichisch-ungarische Monarchie vierteljährlich **7 Mark 50 Pf., für das übrige Ausland mit dem entsprechenden Postaufschlag, und werden Abonnements bei den betreffenden Postanstalten angenommen. Für Berlin nehmen sämmtliche Zeitungs-Expeditionen** und die **Expedition** dieser Zeitung **Wilhelmstraße 32,** Abonnements vierteljährlich zum Preise von **7 Mark 50 Pf.** sowie die **Post-Expeditionen 8 Mark** inkl. Bestellgebühr entgegen. Preis der einzelnen Nummer 10 Pf. Inserate nimmt die Expedition zum Preise von **40 Pf.** pro fünfgespaltene Petitzeile an. Beiträge für die **Redaktion** der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind an diese: **Berlin SW., Wilhelmstraße 32,** zu richten, **und wird gewöhnliche Honorarangabe erbeten.**

Fernsprech-Anschluß Nr. 6514. **Nachträgliche Honoraransprüche finden keine Berücksichtigung,** unbenützte Einsendungen können nicht aufbewahrt werden. **Fernsprech-Anschluß Nr. 6514.**

Politischer Tagesbericht.

Berlin, 2. März.

Gehören auch die Handwerkerfragen weniger in den Landtag als vielmehr vor den Reichstag, so muß doch dankbar anerkannt werden, daß der preußische Handelsminister die ihm in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 26. Februar gebotene Gelegenheit, über seine eigene Stellung zu den auch auf dem letzten Handwerkertag besprochenen Fragen sich auszusprechen, nicht von der Hand wies.

Frhr. v. Berlepsch trat zunächst der vielfach in der Presse wie in Versammlungen kolportirten und beharrlich gegen die Regierung verwertheten Behauptung entgegen, es sei den Handwerkern gelegentlich der Geltendmachung ihrer vermeintlich berechtigten Forderungen von Vertretern der Regierung schroff begegnet worden. Als einem hohen Staatsbeamten in den Verhandlungen mit den Handwerkern gesagt wurde, daß, wenn die Staatsregierung den Forderungen des Handwerks in Bezug auf den Befähigungsnachweis nicht nachkommen werde, das Handwerk genöthigt wäre, sich an die Sozialdemokratie anzuschließen, erwiderte der Betreffende allerdings, daß, wenn es wahr sei, daß die Handwerker deshalb, weil einzelne Forderungen von ihnen von der Staatsregierung nicht erfüllt werden, sich sofort an die Sozialdemokraten wendeten, es um diejenigen Handwerker nicht schade sein würde, die das ohne Weiteres thäten. Im Uebrigen glaube er bestimmt, so setzte er hinzu — und in diesem Theil der Antwort liegt zweifellos deren Schwerpunkt —, daß die Handwerker das nicht thun würden. Eine Zumeisung der Handwerker an die sozialdemokratische Partei ist in keiner Weise erfolgt.

Eine schroffe Abweisung der Handwerker durch die Regierung ist sodann von den falschen Freunden der Ersteren darin erkannt worden, daß der Herr Staatssekretair des Innern im Reichstag hinsichtlich der Frage der Stellung der verbündeten Regierungen zu der Forderung des Befähigungsnachweises eine deutliche Erklärung abgegeben hat. Kurz und schroff, meinte Frhr. v. Berlepsch, sei dies nicht geschehen.

Herr v. Boetticher bringe den Handwerkern das allerlebhafteste Interesse entgegen, und sei, wie der Handelsminister, auf das Ernsthafteste bemüht, den zweifellosen Uebelständen, die sich für den gewerblichen Mittelstand im Laufe der Zeit herausgestellt hätten, abzuhelfen. Es sei aber gerade im Interesse der Handwerker selbst viel wichtiger, daß dieselben hinsichtlich des Befähigungsnachweises eine klare Antwort erhalten, als daß sie, wie das bisher geschehen sei, jahrelang hingehalten würden und nicht wüßten, welche Stellung die maßgebenden Kreise zu dieser Frage einnehmen. Könnte nachgewiesen werden, daß wirklich der obligatorische Befähigungsnachweis den Handwerkern Das bringe, was sie hoffen, nämlich die Möglichkeit, die Konkurrenz des Großkapitals zu überwinden und den Handwerkern eine gesicherte Existenz zu geben, so würde man sich für denselben zu entscheiden haben; die Erhaltung unseres gewerblichen Mittelstandes sei eine der wichtigsten Staatsaufgaben, so daß jedes Mittel ergriffen werden müsse, welches den erstrebten Erfolg mit herbeizuführen verspreche. Seiner (des Ministers) Ansicht nach aber werde der obligatorische Befähigungsnachweis dem Handwerk nicht nur das Erhoffte nicht bringen, sondern ihm zum allerempfindlichsten Schaden gereichen. In Oesterreich sei der bewußte Nachweis seit nahezu zehn Jahren eingeführt. Alle Nachrichten aber, die über die Wirkung der bezüglichen Bestimmungen vorlägen, gingen dahin, daß dem Handwerk in keiner Weise damit geholfen sei.

Ist gesagt worden, die Folge der deutlich abgegebenen Erklärung bezüglich des Befähigungsnachweises werde die sein, daß sich das Handwerk eng zusammenschließt, um seine Interessen zu vertreten, so darf die Hoffnung bestehen, das Handwerk werde sich überlegen, ob es nicht andere Mittel gebe außerhalb des obligatorischen Befähigungsnachweises, auch im Wege der Gesetzgebung, um den zu Tage getretenen Schmerzen und Leiden zu Hülfe zu kommen. Was das Handwerk braucht, ist, nach der Ansicht des Herrn Handelsministers, in erster Linie ein Zusammenschließen zu Genossenschaften, um Das zu ergängen, was dem Einzelnen an Kapital fehlt, durch gemeinsamen Bezug von Roh-Materialien, vielleicht auch durch andere gemeinsame Einrichtungen. Insbesondere muß die Kreditfähigkeit im Zusammenschluß zu Genossenschaften zu heben versucht werden. Es ist zu bedauern, daß dieser Weg der Genossenschaftsbildung bisher vom Handwerk — man kann beinahe sagen — völlig verachtet worden ist. Das Zweite dürfte die bessere technische Ausbildung des Handwerks sein. Der Minister verspracht, sein Bemühen dahin zu richten, die nöthigen Mittel zu erlangen, um für die Handwerker technische Fachschulen herzustellen, die ihnen die technische Ueberlegenheit geben, die das Großkapital in seinen Werkstätten, wo Massenartikel hergestellt werden, nie erreichen kann. Alsdann erscheint eine Annäherung an die Bewegung der Handwerker möglich auf dem Gebiete des Lehrlingswesens. Die technische Ausbildung des Handwerkers hat vor Allem beim Lehrling einzusetzen, und es entsteht die Frage, ob nicht die Gesetzgebung die Erziehung des Lehrlings in einer ausgiebigeren Weise wird ausgestalten müssen, als das bisher geschehen ist.

Wäre nicht die Erwägung aufgetreten, wie dem Handwerk in Bezug auf das Lehrlingswesen geholfen werden könne, so würde die Frage der Errichtung von Handwerkerkammern schon weiter gefördert sein. Mit einer solchen Organisation allein wird den Interessen des Handwerks nicht genügt werden; es wird nothwendig sein, den Handwerkerkammern auch die geeigneten Aufgaben zu stellen, insbesondere auch die Aufgabe, das Lehrlingswesen zu überwachen und zu beachten, daß die Ausbildung der Lehrlinge in hinreichender Weise auf technischem und sittlichem Gebiet bewirkt wird.

Kann unmöglich verlangt werden, daß die Staatsregierung dem Handwerk gegen ihre Ueberzeugung etwas bewilligt, wovon sie glaubt, daß es dem Handwerk selbst zum Schaden gereicht, so bleibt zu hoffen, daß nach Beseitigung der Legende, die Regierung habe ein kaltes Herz für die Handwerker, diese sich umsomehr veranlaßt fühlen, das Gute zu suchen und zu erstreben, welches auch hier erheblich näher liegt, als bis dahin vielfach geglaubt worden ist.

Der **Reichstag** berieth an dem heutigen Schwerintage (185. Plenarsitzung) zunächst den Antrag Auer auf Uebernahme der Verwaltung und des Eigenthums des Apothekenwesens durch das Reich. Abg. Bebel führte in der Begründung des Antrages aus, daß seit einem Vierteljahrhundert fast Jahr für Jahr der Reichstag Petitionen auf Beseitigung des Konzessionswesens der Regierung als Material oder zur Berücksichtigung überwiesen habe. Die Konzessionirung bringe den Apothekenbesitzern große Vortheile auf Kosten des kranken Publikums. Die Regierung habe auch die Nothwendigkeit einer Regelung des Apothekenwesens im Sinne der Gewerbefreiheit anerkannt, trotzdem sei Alles beim Alten geblieben. Mit der Verstaatlichung der Apotheken solle das Reich kein Geschäft machen, sondern sie solle lediglich den Kranken zu Gute kommen. Die Verstaatlichung sei aber namentlich jetzt geboten als Konsequenz des Krankenversicherungsgesetzes. Die Preissteigerung der Apotheken und der Betrug des Apothekenschadens, die ein unerhörtes Maß erreicht hätten, fordern dringend Abhülfe. Das Apothekergewerbe sei heute ein Privilegium der reichen Leute und ein kapitalistisches Gewerbe. Die Verstaatlichung würde im Interesse der Kranken und auch im Interesse des Personals der Apotheken sein, welches in unerhörter Weise ausgebeutet würde. Abg. Dr. Witte befürwortete ebenfalls eine einheitliche Regelung des Apothekenwesens, wandte sich aber mit aller Entschiedenheit gegen den Antrag auf Verstaatlichung. Er bestritt, daß dieselbe eine Verbilligung der Arzneien zur Folge haben und bessere Zustände herbeiführen werde. Andere Länder, die Gewerbefreiheit hätten, wie England, gehen sich noch unseren Zuständen. (Beim Schluß des Berichtes nimmt der Staatssekretair des Innern Staatsminister Dr. v. Boetticher das Wort.)

In der heutigen (24.) Plenarsitzung des **Abgeordnetenhauses** kam der Gesetzentwurf, betr. die Kosten königlicher Polizeiverwaltungen in Stadtgemeinden, zur zweiten Berathung. Im § 1 der Vorlage wird bestimmt, daß die Städte mit königlichen Polizeiverwaltungen zu den vom Staate zu bestreitenden Kosten nach Maßgabe der Kopfzahl der Bevölkerung beitragen, und zwar die Stadt Berlin pro Kopf jährlich 2 ℳ 50 ₰, die Stadt Cassel pro Kopf 0,44 ℳ, von den übrigen Stadtgemeinden diejenigen mit mehr als 75 000 Einwohnern je 1,50 ℳ, diejenigen mit 25 000 bis 75 000 Einwohnern je 1,10 ℳ, diejenigen mit weniger als 25 000 Einwohnern je 0,70 ℳ pro Kopf der Bevölkerung. Die Kommission hat diese Sätze im Uebrigen unverändert gelassen bis auf den Satz für Cassel. Es liegen verschiedene Abänderungsanträge vor. Abg. Tschocke lehnt die Anträge annehmen, welche die Kopfbeiträge ermäßigen; das Gesetz bringe den Städten eine schwere Belastung, die sich im Osten besonders schwer bemerkbar mache. Abg. v. Kölichen erklärt, auf dem Boden der Kommissionsbeschlüsse beharren zu wollen. Abg. Dr. Langerhans weist nach, daß nach Lage der Verhältnisse die Belastung Berlins eine zu große sei. Abg. v. Zedlitz befürwortet einen von ihm eingebrachten Antrag mit der Motivirung, daß die Städte des Ostens die großen Lasten nicht tragen könnten. Abg. Eberty legt ebenfalls die Bedenken gegen die zu große Belastung Berlins dar. Abg. von Eynern hebt hervor, daß nur die Städte Köln und Danzig gegen dieses Gesetz petitionirt hätten. Die Städte mit königlicher Polizeiverwaltung blieben überhaupt viel besser gestellt, als die übrigen Gemeinden, so daß die in der Vorlage von denselben geforderten Beiträge noch immer ein gewisses Privilegium bedeuten. Abg. Kelch befürwortet einen von ihm gestellten Antrag, welcher, im Interesse der betreffenden Beamten, die Konsequenzen aus der Uebernahme des Nachtwachtwesens auf den Staat zieht. Minister des Innern Herrfurth kann in keiner der zu § 1 gestellten Anträge eine Verbesserung der Vorlage erkennen. Die Einwendungen, welche sowohl gegen die Staln, als gegen den Tarif erhoben, könne er als berechtigt nicht anerkennen. Berlin würde allerdings verhältnißmäßig höher belastet, als die übrigen Städte; aber trotzdem könne er auch betreffs Berlins eine Ermäßigung der Beiträge nicht gerechtfertigt halten. (Bei Schluß des Berichts dauert die Debatte über den § 1 fort.)

Zur jüngsten vielbesprochenen Rede des Kaisers verzeichnet der „Pester Lloyd" aus „Berliner unterrichteten Kreisen" den nachfolgenden Kommentar:

„Es muß doch recht schwer sein, den Kopf über den Zaun der umgebenden Tagesfragen emporzuheben und einen freieren Ueberblick zu gewinnen, bei dem nicht Alles in die Farbe der Partei getaucht ist und die Erscheinungen aus sich selber heraus wirken. Man hat bis dieß wieder in den Urtheilen der Blätter über die letzte Rede des Kaisers deutlich erfahren. Fast die gesammte liberale Presse beruft sich gegen die Worte wider die mißmuthigen Nörgler, die den deutschen Staat von ihren Panzerzelten schützen möchten, auf die Verfassung, die jedem Preußen das Recht der freien Meinungsäußerung gewähre, sowie auf die Pflicht jedes ehrlichen Patrioten und jeder übergangstreuen Partei, gegen ihres Erachtens schädliche Maßregeln aufzutreten. Natürlich soll der Kaiser hauptsächlich die Agitation gegen das Volksschulgesetz im Auge gehabt haben, weil dieses im Augenblick gerade die erste Tagesfrage bildet. Einzelnen Organen bereitet es eine besondere Genugthuung, nachzuweisen, daß nicht Drake, sondern der Spanier Balboa der erste Europäer war, der von einem Berg auf dem Isthmus von Panama den Stillen Ozean erblickte. Die Betrachtungen laufen dann in den Schlusse aus, daß der Kaiser eine Art Kadavergehorsam fordere und daß wegen seiner starken absolutistischen Neigungen eine trübe Zeit heftiger Machtkämpfe um die Verfassung bevorstehe.

Mit einer solchen Betrachtungsweise geschieht dem kaiserlichen Redner Unrecht, wie nicht nur Jeder versichert, der ihm persönlich näher getreten ist, sondern wie auch Jeder zugeben muß, der sich die Mühe giebt, die Aeußerungen dieser ganz ungewöhnlichen Herrscherindividualität in ihrem Zusammenhange zu prüfen. Was zunächst das Nebensächlichste betrifft, so ist es für den Werth der vom Kaiser erzählten Geschichte und ihre Anwendung gewiß höchst gleichgültig, ob ihr Held Drake oder Balboa heiße. Der Kaiser hat ferner weder das Volksschulgesetz, noch eine bestimmte Partei mit einer Silbe erwähnt; er hat aber auch weder diese oder jene einzelne Regierungsmaßregel, noch diese oder jene einzelne Partei im Auge gehabt. Wogegen er sich vor Allem kehrt, das ist die schlappe, trübe Stimmung, die er wahrzunehmen glaubt, die Partei der Gesinnungslosen, die sich aus Abhängern aller politischen Parteien zusammensetzt. Diese Stimmung ist da; sie ist auch bis zu einem gewissen Grade seit dem Hinscheiden der Männer, die Deutschland groß gemacht haben, als natürlicher Rückschlag, als Ueberdrang des einen Gefühls der Ermüdung heraus ganz erklärlich. Die den Sturz des Letzten aus der großen Zeit bedauern, sind mißmuthig geblieben: die ihn bejubelten, haben viel erwartet und wenig erreicht. Der Kaiser setzt dieser Stimmung nicht ein absolutistisches Wollen, sondern sein starkes historisches Bewußtsein, die Erinnerung an den alten Allierten von Roßbach und Denewitz, den Gedanken an seine eigene „arbeitsfördernde Arbeit" entgegen. Er verlangt, zunächst von seiner „märkischen Mannschaft", die den Gang vom Kurhut zur Kaiserkrone mitgemacht hat und den neuen Herrn aus mannigfacher persönlicher Berührung näher kennt, nicht blinde Unterwürfigkeit, sondern Vertrauen. Gegen die Trübseligkeit des Herrn Pessimus, der mit zu wenig Selbstvertrauen im Auslande nach schöneren Dingen umherspäht und darum in Wildenbruch's „Heiligem Lachen" nicht übel Die Pessimon heißt, giebt es nur einen Kurs, eben den zuversichtlichen kaiserlichen. Wer sich nur einen Augenblick auf den menschlich-psychologischen Standpunkt stellt und den von angemeinem Staffensdrang, von hohen Zielen und starker Begeisterung für seinen historischen Beruf beseelten Charakter Kaiser Wilhelm II. betrachtet, dem muß, meine ich, die ängstlich mäkelnde Berufung auf die Verfassung, auf die Rede- und Preßfreiheit der Bürger aus solchem Anlaß willkürlich, zu forderungen zu entsprechen vermochte, denn auch Jene, die schon dort gewesen, wollten wiederkommen, eine weitere Ausdehnung des Gastspieles aber scheiterte an den anderweitigen Verpflichtungen der Gesellschaft. Ein Trost für die Herausgegangenen mag es sein, daß in solchen Fällen das Sprüchlein: „Wenn Menschen auseinandergehen, so sagen sie: auf Wiedersehen" sich zu erfüllen pflegt. Nächst Eleonora Duse kann dann auch Signor Ando eines warmen Willkommens sicher sein. Bei den Italienern wie den Franzosen bildeten die „dienstfreien" Schauspieler des Burgtheaters und auch der Bühnen eine gar aufmerksame und herzlich anerkennende Zuschauergruppe. Es war interessant, Fr. Wolter die Fedora ihrer südlichen Kollegen mit gespannterer Aufmerksamkeit verfolgen und ihre schönen Züge in lebhaftem Interesse aufleuchten zu sehen, an einer von der ihren so verschiedenen Darstellung. „Wenn zwei brave Menschen mit einander streiten, hat jeder Recht", behauptet Marie v. Ebner-Eschenbach; zum Mindesten dasselbe läßt sich behaupten, wenn zwei große Künstlerinnen dieselbe Rolle grundverschieden auffassen. In der ergreifenden, übergewaltigen Gewalt, die der einen und der anderen Gestaltung innewohnt, offenbart sich die Berechtigung des Ausdrucks „eine Rolle kreiren". Geistvoller erzählte wiederholt, wie seine Sappho in der Interpretation durch die doch so große Schröder — allerdings vornehmlich an deren Erscheinung — Schiffbruch litt, und erst durch die Wolter, ihn selbst neubelebt, auch volle Bühnengeltung errang. Die Beobachtung des so verschiedenartigen Gepräges, das eine vom Dichter festgestellte Gestalt durch die Darstellung erhält, ist wohl einer der feinsten Theatergenüsse.

Auch unsere Oper steht derzeit zumeist unter fremdem Sterne. Massenet's „Werther" beherrscht sie. Wie sehr man aber auch von der neijenden Musik hingenommen sein mag, so kommt man doch nicht leicht über die Umgestaltung der Lotte hinweg. Ueberhaupt giebt es wohl kaum einen Deutschen, der beinahe lächerlich vorkommen. Eine Flut dumpf grollender Phrasen ist in den letzten Tagen durch die Presse gegangen, um am wert- und erfindungsreichsten in mannhaft tönenden Redensarten war ein großes nationales Blatt, das sich unter dem Fürsten Bismarck oft genug den Vergleich mit einer „Windfahne" gefallen lassen mußte und seit seiner Neujahrsdrohung mit der Revision des monarchischen Prinzips und der Umgebung des Kaisers verbannt ist.

Das schöne Recht des Fürsten, seinen Getreuen, so viel er kann, Vertrauen einzuflößen, verbietet keine Verfassung. Trüge sich Kaiser Wilhelm II. wirklich mit selbstherrlichen Neigungen, so würde er die Fürstentugend nicht besitzen, die ihn in der That nach guten Zeugnissen eigen ist, daß er ehrlichen, mannhaften, sachlichen Widerspruch ohne Verdruß und ohne nachträgliche Rancune hinnimmt. Freilich folgt er trotzdem meist seinen eigenen Eingebungen; aber das kann ein Vorzug, das kann ein Fehler sein, der Erfolg entscheidet. Auch ist es wahr, daß der Enkel viel häufiger mit seiner Person öffentlich hervortritt, als der Großvater in seiner gemessenen Erhabenheit, und daß er seine Worte nicht immer auf die Wirkung nach Außen, auf die im Tagesstreit wirkenden Parteigeister, einrichtet. Sein jugendlich thatkräftiges Temperament paßt sich schwerer in das konstitutionelle Schema ein. Aber daß er nach Verkürzung der verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung, nach „Zurückschraubung der Kultur" in eine „versunkene Zeitrichtung" trachtete, ist eine aus parteilichen Tagesein drücken hergenommene Erfindung, die wieder nur der Beunruhigung Vorschub leistet."

Zu einer Denkschrift erörtert die Leipziger Handelskammer die von ihr schon seit 1871 verfolgte **Leipziger Kanalfrage.** *) Der königlich sächsischen Staatsregierung und der Ständeversammlung liegt ein Gesuch des Raths, der Stadtverordneten und der Handelskammer von Leipzig vor, welches möglichst direkte Verbindung mit der Nordsee und mit Norddeutschland" als Ziel der erstreten Kanalverbindung hinstellt, also einen Kanal direkt zur Elbe wünscht, während ein Theil der Leipziger Großindustriellen in den Stadtheilen Plagwitz-Lindenau für einen Kanal nach der Saale, weil rascher und leichter erreichbar, plädiren. Die Denkschrift der Handelskammer erörtert jedoch, aus welchen zwingenden Gründen dieselbe den Kanal nach der Saale-Kanal verwirft und an dem Elbe-Kanalprojekt festhält; sie sagt:

Wäre der Beweis geführt, daß eine bessere Wasserstraße für Leipzig nicht möglich sei, dann müßte man sich wohl oder übel mit dem Umweg über die Saale begnügen. Daß aber ein solcher Beweis geführt werden sollte, ist bei der so günstigen Lage unserer Stadt in einer fast ebenen und dabei wasserreichen Gegend, bei dem Umfang ihres Verkehrs, bei dem hohen Stand, den die Wasserbau-Technik in den letzten Jahren erreicht hat, geradezu undenkbar. Die Handelskammer würde daher glauben, ihre Pflicht zu vernachlässigen, wollte sie nicht mit Festigkeit und Ausdauer das Ziel der Schaffung einer leistungsfähigen Wasserstraße für Leipzig weiter verfolgen."

Es besteht die Möglichkeit, unbeschadet weiterer Erfahrungen, allgemein geltende Minimalsätzen für den **Gehalt an Extraktstoffen und Mineralbestandtheilen** wenigstens für deutsche Weine festzusetzen. Durch Festsetzung der Zahlen für deutsche Weine wird dem Bedürfniß fürs Erste genügt. Das Gutsfirsen wird hauptsächlich in Deutschland geübt; für die im Auslande gebräuchlichen Weinvermehrungsverfahren (Portetisiren, Zusatz von Rosinenaufgüssen) sind im § 4 des Gesetzes, betreffend den Verkehr mit Wein ꝛc., besondere strengere Vorschriften vorgesehen. Auch für die deutschen Weine sollen einstweilen nur allgemeine Grenzzahlen angenommen werden, obschon im Gesetzentwurf die Aufstellung

*) J. C. Hinrichs, Leipzig.

Feuilleton der Norddeutschen Allgem. Zeitung.

Berlin, den 2. März 1892.

Wiener Bilder.

[Nachdruck verboten.]

Alles in Allem genommen sorgt das Fatum denn doch zumeist für einen versöhnenden Ausgleich. Einen solchen hat es uns denn auch in unserem innerhalb dieser Spielzeit ziemlich flauen Bühnenleben gebracht. Die große Mehrzahl der Novitäten im Burg- und Deutschen Volkstheater erfuhren entschiedene Ablehnung, und die wenigen Neuaufführungen die nicht direkt abfielen, fanden, wie Gerhart Hauptmann's Stücke, doch theilweise nur wärmeren Anklang. Nichts aber verflüchtigt sich so leicht, wie das Interesse am Theaterbesuch! Ein „unterhaltender Abend", wie es im Gesellschafts-Jargon heißt, auch wenn es sich um ein erschütterndes Trauerspiel handelt, stößt das Verlangen, ja das Bedürfniß nach wiederholt ähnlichem Genusse ein, an das sich auch das andere noch knüpft, Schauspieler, die man in dieser und jener Rolle bewundert hat, auch in einer anderen zu sehen, ihre künstlerische Individualität in der Lösung verschiedenartiger Aufgaben zu beobachten. Ein paar Theaterabende ohne besonderen Reiz reichen dagegen hin, das Kunstinteresse in andere Bahnen zu lenken. Die Hochflut vorzüglicher Konzerte, die allwinterlich über Wien hereinbricht, bietet dem mindestens rezeptiv musikalischen feineren Publikum reichlich Gelegenheit, seine Abende genußreich zu verbringen, und das andere, grobkörnigere gearbeitete sucht und findet Ersatz für seine ästhetischen Bedürfnisse im glänzend gepflegten Zingel-Tangel bei Ronacher und im Orpheum. Zwischen diesen beiden geschmacksverderbenden Instituten herrscht aber auch ein Wettkampf, einander durch erotische Anziehungskräfte zu überbieten, dem es an Erfolg nach beiden Seiten nicht fehlen kann. Glänzte das Orpheum mit den Liedervorträgen der wirklich wunderschönen Spanierin „Bicontessa d'Otero", so bog ihm das Etablissement Ronacher sogleich ein Paroli durch die Berufung Mlle. d'Dervilles aus Marseille, die zwar weder schön noch aristokratischer Abstammung ist, für die aber wirksame Reklame gemacht wurde durch die nähere Bezeichnung des allerdings zumeist blaublütigen Ursprunges der Diamanten und Perlen, die sie überreich schmücken, wie durch die Versicherung, daß die Dame sich für jeden Tag des Jahres einen neuen Prachttoilette erfreue und einzig, um eine Wette zu gewinnen, die Wiener mit ihrem Anblick beehre. Es ist merkwürdig, welch' naiver Gläubigkeit derartige Angaben begegnen, trotz der skeptischen Zuges unserer Zeit! Selbst da, wo der Glaube fehlt, genügt die Botschaft, Neugierde zu erregen, und man kann die Logen bei Ronacher nicht nur mit Herren, sondern auch mit Damen der besten und selbst vornehmsten Gesellschaft besetzt sehen.

Da ist es denn erfreulich, das Theaterinteresse wieder neuerlich entfacht zu sehen, wenn auch gleichfalls durch exotische Erscheinungen. Zuerst war es Maitre Coquelin, der jenes Bruchtheilchen der Bevölkerung, das sich „ganz Wien" nennt, ins Karl-Theater lockte. Wer ihn schon von Paris oder von seinem früheren Besuche her kannte, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, ihn wiederzusehen, und wer ihn noch nicht gesehen, wünschte ihn kennen zu lernen. Die Vollendung seiner Darstellung, der Vortragsreiz seiner „Monologues" fesselte die Einen und die Anderen so sehr, daß die knappe Mittelmäßigkeit seiner Truppe gutwillig mit in den Kauf genommen wurde. Die kecke, aber geschickte Shakespeare-Zurichtung der Widerspänstigen zur „Mégöro apprivoisée" erfreute sich des Beifalles aller, von keinen Pietätstruppen behelligten Freunde wirksamster Drastik. Derartig fremdländische Theaterabende tragen immer auch ein gesellschaftliches Gepräge. Mehr noch als das Spracherfordernißbeschränken die hohen Preise ihren Besuch auf einen engen Kreis, dessen Glieder wieder kleine in regem Verkehr stehende Kreise bilden. Es ist ein Nicken von Loge zu Loge, ein in den Zwischenakten Hin- und Herbuschen der Herren von der einen zur anderen, ein lebhaftes Geplauder in den Sitzreihen des Parquets und bis hinauf auf die Galerieen, wo die Minderbemittelten der Kronianalen sich der langentbehrten Wonne hingeben, in ihrer Muttersprache Komödie spielen zu hören. Welch' jubelnden und in ihrer Vehemenz geradezu markerschütternden Ausdruck fand diese Wonne erst bei dem Gastspiel der Signora Duse und ihrer sehr guten Gesellschaft! Man konnte bei dieser Gelegenheit zugleich nationale psychologische Studien machen. Wie zahm hatte vergleichsweise der stürmische Beifall der lebhaften Franzosen gegen die elementar fanatischen Entlebnisausbrüche der noch viel temperamentsgewaltigeren Italiener gekungen! Ein Sturmesgebraus von Enthusiasmus durchtoste das Haus, wie es wohl keine in höheren Breitengraden Geborene zu entfesseln vermochten. Doch war der Beifall des einheimischen Publikums in seinen Aeußerungen auch weniger vehement, so doch nicht minder innig. Werden wir fortwährend — und all zu viel nur mit Ueberragungen — auf dem Laufenden des Pariser Bühnenlebens erhalten, so dringt doch selten nur Kunde vom dem italienischen zu uns. Weit auseinanderliegende Gastspiele Rossi's und Salvini's gaben uns hier und da nur direkte Kunde davon. Signora Duse war bis zu ihrer Ankunft gar wenigen Wienern auch nur dem Namen nach bekannt, und die Prognose für ihr Gastspiel lautete ziemlich trübe. Die kleine italienische Kolonie und die noch viel kleinere jener Theatergourmands, die sich nichts entgehen lassen, hatte man gemeint, würde das Haus wohl spärlich nur füllen. Aber die Duse kam, sah und siegte mit ihrer wunderbar einfachen, so tiefinnerlichen Eigenart, und bei der zweiten Vorstellung waren es gar Viele schon, die, bereit, um jeden noch so hohen Preis einen Sitz zu erwerben, keinen mehr erlangen konnten. Die Impresa empfand ein praktisches Erbarmen mit diesen Zurückgewiesenen und improvisirte eine dritte Vorstellung, die allerdings auch noch nicht allen Anforderungen zu entsprechen vermochte, denn auch Jene, die schon dort gewesen, wollten wiederkommen, eine weitere Ausdehnung des Gastspieles aber scheiterte an den anderweitigen Verpflichtungen der Gesellschaft. Ein Trost für die Herausgegangenen mag es sein, daß in solchen Fällen das Sprüchlein: „Wenn Menschen auseinandergehen, so sagen sie: auf Wiedersehen" sich zu erfüllen pflegt. Nächst Eleonora Duse kann dann auch Signor Ando eines warmen Willkommens sicher sein. Bei den Italienern wie den Franzosen bildeten die „dienstfreien" Schauspieler des Burgtheaters und auch der Bühnen eine gar aufmerksame und herzlich anerkennende Zuschauergruppe. Es war interessant, Fr. Wolter die Fedora ihrer südlichen Kollegen mit gespannterer Aufmerksamkeit verfolgen und ihre schönen Züge in lebhaftem Interesse aufleuchten zu sehen, an einer von der ihren so verschiedenen Darstellung. „Wenn zwei brave Menschen mit einander streiten, hat jeder Recht", behauptet Marie v. Ebner-Eschenbach; zum Mindesten dasselbe läßt sich behaupten, wenn zwei große Künstlerinnen dieselbe Rolle grundverschieden auffassen. In der ergreifenden, übergewaltigen Gewalt, die der einen und der anderen Gestaltung innewohnt, offenbart sich die Berechtigung des Ausdrucks „eine Rolle kreiren". Geistvoller erzählte wiederholt, wie seine Sappho in der Interpretation durch die doch so große Schröder — allerdings vornehmlich an deren Erscheinung — Schiffbruch litt, und erst durch die Wolter, ihn selbst neubelebt, auch volle Bühnengeltung errang. Die Beobachtung des so verschiedenartigen Gepräges, das eine vom Dichter festgestellte Gestalt durch die Darstellung erhält, ist wohl einer der feinsten Theatergenüsse.

Auch unsere Oper steht derzeit zumeist unter fremdem Sterne. Massenet's „Werther" beherrscht sie. Wie sehr man aber auch von der reizenden Musik hingenommen sein mag, so kommt man doch nicht leicht über die Umgestaltung der Lotte hinweg. Ueberhaupt giebt es wohl kaum einen Deutschen, der nicht im ersten Anprall die Ausnutzung großer Dichtungen zu einem Opernterte als eine Art Sakrilegium empfände, und nur mit einem gewissen Widerwillen „Faust und Gretchen", „Mignon" und auch „Hamlet", und „Ophelia"-Arien singen hörte, seien sie auch noch so schön. Diese Sensibität künstlerischen Empfindens stumpft sich allerdings allmälig ab, und man lernt unwillkürlich die nachkomponirten Gestalten von ihren großen Vorbildern so völlig sondern, daß man ihre tiefe Bedeutung gar nicht mehr in Beziehung stellt zu ihrem musikalischen Namensklang. Wir sind auf diesem Wege schon so weit gediehen, daß die französirte Lotte mit ihrem gelegentlichen Anhauch von Koketterie und ihrer stark betonten Neigung für Werther im Allgemeinen weniger befremdete, als zu erwarten gestanden, und der Effekt der Oper dadurch in Nichts beeinträchtigt wurde. Vielleicht half auch die bezaubernde Liebenswürdigkeit Frl. Renard's ein wenig über die Klippe hinweg.

Wie im Opernhause, wurde Massenet auch in der Gesellschaft hoch gefeiert. Charakteristisch ist der Unterschied, wie sich Rubinstein, der kurz vorher die Armen Wiens durch ein zu ihrem Besten gegebenes Konzert fürstlich beschenkt hatte, und der französische Komponist zu den sozialen Huldigungen gestellt. Rubinstein zeigte sich, wie von jeher, nur der musikalischen Welt, da aber auch jedem ernstlich Strebenden oder ernstlich Genießenden zugänglich, alle anderen noch so schmeichelhaften Beziehungen entschieden abweisend. Massenet dagegen nahm das mannigfach Gebotene mit sichtlichem Vergnügen an und ließ sogar das Martyrium der Autographensammler mit Bonhommie über sich ergehen. Der Eine gänzlich aufgegangen in der Ausprägung seiner Künstlerindividualität, der Andere in freien Stunden ein Weltmann, so erpicht auf mannigfaches Amusement wie nur irgend Einer, der keinen andern Lebenszweck kennt. Wie ehrten Jeden in seiner Art und freuten uns Beider.

Bruno Walden.